



Tanzend durch Nairobis Stau

REPORTAGE Anfang Juli reiste der «Frutigländer»-Korrespondent Stefan Germann nach Kenia. Im Rahmen einer Sommerakademie tauschte er sich dort mit der Lokalbevölkerung über erneuerbare Energien und urbane Mobilität aus.

STEFAN GERMANN

Afrika! In Nairobi angekommen, deutete bereits der mit Gnus und Löwen verzierte Strassenrand an, dass ich soeben zum ersten Mal den schwarzen Kontinent betreten hatte. Die Vorfreude war nicht nur bei mir gross, sondern auch bei meinen 14 Kollegen der Schweizerischen Studienstiftung. Nach der Taxi-Fahrt zur Unterkunft staunte ich nicht schlecht als ich die zirka 140 cm breiten Betten in unseren Zimmern sah. «Ziemlich luxuriös für kenianische Verhältnisse», dachte ich mir. Als mir dann mitgeteilt wurde, dass wir jeweils ein Bett mit einem Kenianer teilen, musste ich meine Einschätzung etwas revidieren. Allerdings lebten wir für kenianische Verhältnisse immer noch luxuriös, da in einem solchen Bett normalerweise vier Personen schlafen.

Das Teilnehmerfeld unserer Sommerakademie «Tackling Present Challenges in Mobility and Infrastructure» bestand zum einen Teil aus unserer Gruppe der Schweizerischen Studienstiftung, zum anderen aus etwa 30 kenianischen Studenten der Non-Profit-Organisation Aiducation (siehe Kasten rechts). Das Ziel war einerseits der gegenseitige Austausch und die Erarbeitung von Lösungen für Kenia zu den Themen Mobilität und erneuerbare Energien, andererseits die Bildung eines Netzwerks für zukünftige Initiativen. Das Programm der ersten Tage war ziemlich vollgepackt mit Referaten von lokalen Professoren, Diplomaten und Mobilitätsplanern. Aufgrund meines Studienhintergrundes und meiner Arbeit bei der SBB beschäftigte ich mich mit der ökonomischen Dimension von Mobilität in der Hauptstadt Nairobi. Mithilfe von Inputs der lokalen Experten, mit dem Know-how der kenianischen Studenten und mit unseren Kenntnissen vom Schweizer System versuchten wir so Verbesserungen für das kenianische System zu skizzieren.

Kenia hat riesiges Potenzial und ist in einigen Bereichen sogar weiter fortgeschritten als wir hierzulande. Ein Beispiel hierfür ist der Umgang mit Geld. Bereits 2007 wurde «M-Pesa» eingeführt. Heute wird Kenia von diesem System zur Abwicklung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs über Mobiltelefone dominiert. Fast alle Strassenverkäufer haben neben ihrem Stand jeweils ein kleines Schild mit ihrer «M-Pesa»-Nummer angebracht. Diese tippt man kurz ins Handy, und schon hat man das Maismehl zur Zubereitung von «Ugali», dem täglich verzehrten Maisbrei, gekauft.

Meine Mitbewohnerin Agnes erklärte, dass sie und ihre Kolleginnen ausschliesslich dieses System und kaum mehr Bargeld benutzen würden. Gerade in Nairobi, das aufgrund seiner hohen Kriminalität spöttisch auch «Nairobi» (von engl. «robbery» – «Diebstahl») genannt wird, konnte ich diesen Punkt gut verstehen.

Kenia hat aber auch riesige Herausforderungen zu meistern. Die hohen Wachstumsraten der Bevölkerung und der Verstädterung befeuern die Nachfrage nach Mobilität. Entsprechende Ausbauten der Infrastruktur waren in Vergangenheit ungenügend, um das nötige Angebot zu schaffen. Eindrücklich dabei war das Erlebnis, als wir am dritten Tag zu viert das erste Mal das Stadtzentrum Nairobis besuchten. Die erste Hürde war das Auffinden des richtigen «Matatu» (Mini-Busse und Kenias wichtigstes Transportmittel im öffentlichen Nahverkehr). Unzählige verschiedene private Organisationen betreiben «Matatus». Dementsprechend unübersichtlich ist das System. Linienpläne gibt es keine und die Preissetzung ist oft auch nicht nachvollziehbar. Die Fahrt ins Stadtzentrum kam bald ins Stocken, schlussendlich stiegen wir zwei Stationen früher aus als geplant, da man zu Fuss das Ziel schneller erreichte. Dieses Erlebnis zeigte uns die Problematik Nairobis bestens auf: Es hat zwar viele Strassen, die direkt in die Stadtmitte führen, jedoch noch zu wenige, die das Zentrum umfahren. So verstopfen die Mini-Busse dieses Gebiet und der Verkehrsfluss kommt oft völlig zum Erliegen. Weiter ist die Sicherheit auf der Strasse ein fatales Problem, nicht nur in Kenia, sondern in allen Entwicklungsländern. Die Todesfallzahlen steigen hier rasant an (gemäss Schätzungen der WHO bis auf 2 Millionen jährlich im Jahr 2030).

Nebst dem akademischen Teil blieb genügend Zeit, um Kenia auch ausserhalb des Konferenzhotels näher kennenzulernen. Am ersten Wochenende gingen wir alle zusammen an den «Lake Naivasha» campieren. Eindrücklich dabei waren die Nilpferde, welche einige Meter vor unseren Zelten im Wasser dümpelten. Sehr unterhaltsam waren auch die gemeinsamen nächtlichen Ausflüge in die Clubs Nairobis. Highlight war der erste Ausgang, als nur mein Berner Studienkollege Dänel und ich mit etwa zehn KenianerInnen einen Club besuchten. Dort wurden wir uns dann ziemlich bald zweier Tatsachen bewusst: Erstens ist Kenia der Schweiz im Tanzen bei Weitem überlegen, und zweitens ist das sonst so konservative Kenia im Ausgang nicht wiederzuerkennen. Am nächsten Morgen erleichterte das Zeitverständnis der Kenianer den Arbeitsbeginn – denn ein kommunizierter Start um 9 Uhr begann tatsächlich meist erst um 10 Uhr.



Problematisch: In Nairobi führen viele Strassen durchs Zentrum, aber wenige drum herum.

BILD GEORGE JILANI



Neben akademischen Punkten stand auch Kenias Wildnis auf dem Programm.

BILD STEFAN GERMANN



Die Teilnehmer der Sommerakademie (Stefan Germann hinten rechts mit weissem T-Shirt).

BILD STEFAN GERMANN

Zwei Institutionen – ein Treffen

- Stefan Germann bewarb sich 2013 bei der **Schweizerischen Studienstiftung** – einer Organisation zur Begabtenförderung. Während den letzten Jahren besuchte er immer wieder Veranstaltungen, traf verschiedene Persönlichkeiten und bereiste Destinationen wie Georgien, Armenien, Bergkarabach oder New York.
- **Aiducation International** ist eine Non-Profit-Organisation, welche Gymnasialstipendien an talentierte junge Menschen in Kenia und den Philippinen vergibt. Das Ziel der Förderung ist, dass diese später ihr Land mit den erworbenen Fähigkeiten und ihrem Wissen weiterbringen können.

Es war genau dieses gegenseitige Kennenlernen der Kulturen, das mir besonders gefallen hat. So widmeten wir auch je einen Abend einer «Kenyan Culture Night» und einer «Swiss Culture Night». Die Schweiz stellten wir unter anderem

mit «Äs Burebüebli ma ni net» oder mit einem Schau-Jassen dar. Hingegen konnten wir mit dem Fondue-Essen nur bei einer kenianischen Minderheit Begeisterung auslösen, denn die meisten waren nicht an den rezenten Käse ge-

wöhnt. Die Kenianer ihrerseits stellten uns ihre über 40 verschiedenen Stämme vor. Wir wurden dabei auch in traditionelle Kleidung gesteckt und es wurde natürlich wieder getanzt – ich habe diese Leute wirklich gern bekommen.